

Friedrich Krotz

Neue Theorien entwickeln

Eine Einführung in die Grounded Theory, die Heuristische
Sozialforschung und die Ethnographie anhand von
Beispielen aus der Kommunikationsforschung

Herbert von Halem Verlag

**EINFÜHRUNG:
VON DEN FORSCHUNGSVERFAHREN DER
SOZIALWISSENSCHAFTEN UND VOM ZIEL
DIESES BUCHES**

Wir leben in einer Welt, die sich immer schneller verändert. Globalisierung, Individualisierung, Ökonomisierung und Mediatisierung sind einige der vielen Stichworte, unter denen diese Veränderungen untersucht und diskutiert werden. Parallel zum sozialen und kulturellen Wandel verändern sich die Gegenstandsbereiche der einzelnen Sozialwissenschaften, die vor immer neue Fragen gestellt werden, während gleichzeitig die Ansprüche an die unmittelbare Verwendbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse größer werden. Besonders deutlich ist dies etwa in der Kommunikationswissenschaft, die sich verstärkt mit digitalen Medien und mobilem Telefonieren, mit Computerspielen und Roboterkommunikation beschäftigen sollte, während gleichzeitig ihr klassisches Thema, das Feld öffentlicher Kommunikation als Basis von Demokratie, ebenfalls immer mehr Aufmerksamkeit verlangt. Aber auch in den anderen Sozialwissenschaften tun sich immer neue Forschungsbereiche auf, die theoretisch und empirisch bearbeitet werden müssen – von der Ethnologie zur Politikwissenschaft, von der Psychologie bis zur Soziologie. Sie benötigen neue und gute Theorien, um diese sich ändernde Welt zu beschreiben, zu erklären, zu verstehen und um sie handhabbar zu machen.

Die Frage, wie man sozialwissenschaftliche Theorien sinnvoll entwickelt und, allgemeiner, wie Theorien im Prozess der Wissenschaft entstehen, rückt damit immer mehr in den Vordergrund. Das bedeutet natürlich keineswegs, dass die bereits vorhandenen Theorien und

Untersuchungen der sozialwissenschaftlichen Disziplinen obsolet und unbrauchbar werden – zum Teil müssten sie heute allerdings neu bedacht werden. Aber wichtiger noch: Wie entstehen neue gültige und brauchbare Theorien, deren Produktion ja zum Kern wissenschaftlichen Arbeitens gehört? Unabhängig von der Frage, ob sie richtig, wahr oder gültig sind und auch wofür sie gut sind – sie entstehen jedenfalls in der Sozialwissenschaft auf ganz unterschiedliche Weise: Sie können intuitiv erfunden werden, sie können einem großen Geist quasi von selbst zufliegen. Man kann versuchen, sie sich systematisch auszudenken. Man kann sie aber auch auf der Basis bereits vorhandener Einsichten entwickeln. Theorien können ferner wie bei Max Weber oder Niklas Luhmann das Ergebnis langjähriger empirischer und/oder theoriegeleiteter Auseinandersetzung mit spezifischen sozialen oder kulturellen Fragestellungen sein. *Man kann Theorien aber auch systematisch entwickeln, indem man dafür gezielt Daten erhebt und sie im Hinblick auf die Konstitution von Theorie auswertet. Das ist das, worum es in dem vorliegenden Buch geht.*

Im Hinblick auf ihre Alltagsprobleme wissen die Menschen eigentlich ziemlich gut, wie man das macht. Wem sich im ›normalen Leben‹ ein Problem in den Weg stellt, der denkt sich meist nicht irgendeine Lösung aus und probiert dann, ob es klappt – das wäre ein Testen von Hypothesen, das schnell im Desaster enden kann. Vielmehr wird man stattdessen versuchen, eine Lösung zu entwickeln, die mit hoher Wahrscheinlichkeit hilfreich ist. Man überlegt zum Beispiel, ob man vielleicht eine der eigenen Erfahrungen, die man auf einem anderen, ähnlichen Praxisfeld gemacht hat, zu Rate ziehen kann, um das Problem zu lösen. Und man befragt andere, von denen man vermutet, dass sie über den fraglichen Sachverhalt Bescheid wissen: Wenn ich zum Beispiel wissen will, wie ich in einer fremden Stadt zum Bahnhof komme, macht es Sinn, die Leute, die dort wohnen, zu interviewen.

Man versucht also im Alltag, systematisch ausgedrückt, durch Datenerhebung und Datenauswertung zu Lösungen zu gelangen. Auch wenn die Lösung von Alltagsproblemen nicht auf die Konstruktion von Theorien oder wissenschaftlichen Erkenntnissen hin angelegt ist, funktionieren solche Alltagsverfahren dennoch im Prinzip so ähnlich wie wissenschaftliche Forschung. Man kann sogar sagen, dass die wissenschaftlichen Verfahren aus den Alltagsverfahren abgeleitet sind, aber natürlich anderen, viel schärfer formulierten Kriterien genügen müssen, damit sie in der Wissenschaft akzeptabel sind. Während man im Alltag versucht, ein Problem zu lösen, zielt Wissenschaft nicht auf Problemlösung, sondern

auf Theorie, also auf die Konstruktion und Verwendung brauchbarer und allgemeiner Begriffe oder auf das Erkennen von allgemeinen Zusammenhängen. Aber dennoch sind die Vorgehensweisen prinzipiell ähnlich.

Man kann dementsprechend sagen, dass man unter ›Theorieentwicklung‹ einen gezielten, problembezogenen, systematischen und datengestützten Prozess versteht, mit dessen Hilfe man von einer Ausgangsfrage bzw. einem Ausgangsproblem zu einer Theorie als Teil von Wissenschaft gelangt, mit der die Ausgangsfrage beantwortet und aus der schließlich auch eine brauchbare Lösung des Ausgangsproblems abgeleitet werden kann. Eine solche systematische Entwicklung von Theorie gehört ganz offensichtlich zur Arbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern.

Wie man das macht, lernen Studierende der Sozialwissenschaften aber im Allgemeinen nicht. Wenn man sich die Lehrbücher zur empirischen Sozialforschung ansieht, wird auf der Grundlage wissenschaftstheoretischer oder anderer Vorannahmen in eine von zwei Arten von Sozialforschung eingeführt: Entweder in die so genannte quantitative oder in eins der vielfältigen, so genannten qualitativen Verfahren.¹ Die quantitativen Verfahren unterscheiden sich von den qualitativen in den zugrunde liegenden Annahmen, im Vorgehen, in den konkreten Forschungsschritten und in den möglichen oder tatsächlichen Ergebnissen. Die qualitativen Verfahren unterscheiden sich aber auch untereinander, manchmal auf grundlegende Weise.

- Die so genannte quantitative Forschung – wir werden ihr Vorgehen in 1.6 skizzieren – bildet, sieht man von Ethnographie und Volkskunde ab, den methodologischen Mainstream der Sozialwissenschaften. Sie orientiert sich an der Naturwissenschaft und versteht ebenso wie diese das, was sie tut, als Messen von Ausprägungen von einzelnen Merkmalen. Weil alle quantitativen Vorgehensweisen von der Operation des Messens ausgehen, sich an formaler Logik und Mathematik orientieren und im Prinzip gleichartig angelegt sind, kann man auch von einem einheitlichen, formallogisch-mathematischen Paradigma in der Sozialforschung sprechen. Dessen theorierelevanter Ertrag konzentriert sich dabei auf das Testen vorhandener Hypothesen. Diese Hypothesen sind Aussagen der Form Wenn-dann bzw. Je-desto oder Ableitungen bzw. Kombinationen davon. Sie drücken bezogen auf die soziale Wirklichkeit funktionale Beziehungen aus – und das sollen sie auch, weil die quantitative Forschung auf der Suche nach räumlich, zeitlich und sozial übergreifenden

1 Bis heute stehen dabei die quantitativen Verfahren im Vordergrund.

Zusammenhängen ist, die sie als Gesetze begreift – wie eben auch die Naturwissenschaften nach allgemeinen funktionalen Gesetzen suchen.

Die Frage, wie man Theorien systematisch entwickelt, stellt sich in diesem Paradigma dann offensichtlich nicht. Man kann – natürlich unter Verwendung angemessener Begriffe – einfach Aussagen der Form Wenn-dann oder Je-desto formulieren, die sich auf den jeweiligen Gegenstandsbereich beziehen. Die Theorie setzt sich dann aus solchen Aussagen zusammen, man muss sie aber natürlich, bevor sie Teil des wissenschaftlichen Wissens werden, empirisch überprüfen. Und man muss beim Überprüfen sehr systematisch und kontrolliert vorgehen, wenn man die Wissenschaft nicht ruinieren will.

Von daher kann man sich die quantitative Sozialforschung als eine Art von Werkzeugkoffer vorstellen, in dem ähnlich strukturierte Instrumente liegen, mit denen man Daten erhebt und analysiert. Die Regeln, wie man diese Instrumente konstruiert und benutzt, ähneln sich für Befragung und Beobachtung, für Experiment und Inhaltsanalyse. Das gleiche gilt für die Auswertung der einmal erhobenen Daten. Deswegen ist quantitative Forschung ja auch arbeitsteilig möglich und kann an Hilfskräfte oder Agenturen, in absehbarer Zeit vermutlich in immer mehr Teilen auch an Software delegiert werden.

Ein solches Verständnis von Forschung hat natürlich vielfältige Konsequenzen für die möglichen Ergebnisse, aber auch für die Art, wie Forscher der Realität gegenüber treten. Die verwendeten Instrumente wie zum Beispiel Fragebögen dienen als Filter für das, was von der Realität berücksichtigt wird und was nicht. Der Forscher ist zwar für die Entwicklung und die Bedienung der Instrumente und dann wieder für die Auswertung notwendig, stört aber sonst eher. Denn er begreift den Forschungsgegenstand als etwas von ihm selbst Unabhängiges, das er keinesfalls beeinflussen darf. Das hat dann immer die Konsequenz, wie es der Psychoanalytiker und Ethnologe George Devereux (1967) ausgedrückt hat, dass der Forscher sich hinter seinen Messinstrumenten verschanzt, über geeigneten Operationalisierungen grübelt, mathematische und insbesondere statistische Probleme löst, Indizes konstruiert und Daten per SPSS analysiert, anstatt sich auf die soziale Realität offen und kommunikativ einzulassen. Ein derartiges Vorgehen war wohl im Fall der Naturwissenschaft jedenfalls bis zu Albert Einstein und Max Planck erfolgreich – aber ob das für die Sozialwissenschaften das einzig angemessene Vorgehen ist, ist ausgesprochen strittig.

Um nicht missverstanden zu werden: Natürlich gibt es hervorragende, auf quantitativen Daten basierende Untersuchungen, die spezifische Fragen beantworten, aber im großen Ganzen behindert die einseitige Betonung quantitativer Verfahren in den Sozialwissenschaften die Forschung.

- Die *so genannten qualitativen Verfahren* sind demgegenüber sehr viel schwieriger zu beschreiben, weil sie eine eher *unübersichtliche Vielfalt* bilden – psychoanalytische, hermeneutische und ethnomethodologische Forschung, Diskurs-, Inhalts- und Filmanalyse funktionieren je nach ganz unterschiedlichen Regeln und geben auch nur auf ganz bestimmte Fragestellungen Antwort. Man kann hier eigentlich nicht von einem einheitlichen Paradigma sprechen. Immerhin kann man aber ganz allgemein sagen, dass die qualitativen Forschungsverfahren *kontextbezogene und kontextberücksichtigende Verfahren* sind. Sie gehen davon aus, dass sich der Bereich der Sozialwissenschaften von dem der Naturwissenschaften grundlegend unterscheidet. *Während die Natur gewissermaßen ›geschichte‹, beruht ›das Soziale‹ auf dem menschlichen Handeln, und menschliches Handeln geschieht nicht einfach, sondern ist immer sinngelitetes und bedeutungsstrukturiertes Geschehen.* Wenn man also die soziale Wirklichkeit verstehen will, muss man am gemeinten Sinn sozialen Handelns ansetzen. Sinn definiert aber nicht der Forscher mit seinen Instrumenten, sondern der Befragte oder Beobachtete, also die Person, um deren Wirklichkeit es geht und auf deren Wirklichkeit sich Forscherin oder Forscher einlassen müssen: Qualitative Forschung berücksichtigt deshalb eben die Kontexte, in denen Handeln und, allgemeiner, soziale Wirklichkeit entstehen. Sie ist zudem immer kommunikativ angelegt, weil man letztlich nur in der kommunikativen Auseinandersetzung mit einem anderen Menschen den Sinn dessen verstehen kann, den er mit sozialem Handeln verbindet.

Auf diesen Grundannahmen haben sich also ganz unterschiedliche qualitative Verfahren entwickelt. Bedauerlicherweise gibt es kaum systematische Darstellungen davon, auf welchen weiteren fundamentalen theoretischen Annahmen die einzelnen qualitativen Ansätze beruhen, für welches Anwendungsgebiet sie gedacht sind und welche Fragestellung man damit beantworten kann. Auch die Frage, ob jedes als qualitativ attribuierte Verfahren in sich überhaupt plausibel ist, ist keineswegs hinreichend beantwortet. Immer noch kann jeder, der nicht quantitativ forscht, behaupten, er tue dies eben qualitativ – was dann wohl stimmt, aber häufig nicht methodisch kontrolliert und nachvollziehbar geschieht. Immer noch wächst der bunte Strauß qualitativer

Verfahren so durch weitere, die oft nur ad hoc entwickelt werden. Auch sind kaum klare Kriterien konsensuell benannt, mit denen man eine qualitative Untersuchung beurteilen kann. Dennoch gibt es natürlich auch wunderbare Arbeiten, großartige Ergebnisse und unglaublich dichte Beschreibungen und Theoretisierungen, die auf Basis qualitativer Forschung entstanden sind. Und es ist erkennbar, dass es bemerkenswerte Bestrebungen gibt, das offene Feld von qualitativen Verfahren zu ordnen und weiterzuentwickeln.

- Die *theoriegenerierenden Verfahren*, die wir in diesem Buch behandeln, werden üblicherweise zu den qualitativen Verfahren gerechnet. Das ist im Prinzip auch richtig, weil sie ebenfalls kontextbezogen und kommunikativ angelegt und auf den subjektiven Sinn sozialen Handelns ausgerichtet sind und sich auch sonst an vielen allgemeinen Grundregeln qualitativer Forschung orientieren. Sie bilden aber, wie wir noch sehen werden, eine eigenständige Gruppe, weil sie in diesem Rahmen einige Besonderheiten aufweisen. Einerseits machen diese theoriegenerierenden Verfahren keine speziellen Annahmen über die Wirklichkeit, sondern sind im Prinzip auf alle Fragestellungen in allen sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereichen anwendbar, was für viele qualitative Verfahren nicht gilt. Andererseits bestehen sie aus klaren Regelsystemen, die auf die Konstruktion von Theorie zielen. Sie führen deshalb immer zu brauchbaren Theorien, wenn sie regelgerecht verwendet werden. Übrigens können sie im Prinzip auch auf quantitative Daten angewandt werden – ihr Ziel liegt einfach nur darin, Theorien zu entwickeln.

Die quantitativen und die qualitativen Verfahren sind also eigentlich für unterschiedliche Fragestellungen geeignet und führen – wir werden dies später noch genauer begründen – zu unterschiedlichen Arten von Theorien bzw. theoretischen Aussagen. Beide können zur Wissenschaft beitragen. Obendrein beschreiben Kategorien wie quantitativ und qualitativ eigentlich Datenarten, die Forscherin oder Forscher erheben wollen, aber keine Methoden oder Verfahren. Deshalb ist der Streit um hier qualitative und dort quantitative Verfahren eher unfruchtbar, wenn auch als Differenzierung und Unterscheidung natürlich nicht überflüssig.

Nach wie vor sind die qualitativen Verfahren in den Sozialwissenschaften, sieht man von der Ethnologie ab, unterrepräsentiert. Oft beenden Studierende ihre Ausbildung, ohne je etwas davon genauer kennen gelernt zu haben. Und wenn sie davon etwas gehört haben, dann meist eher zufällig und nur von *einem* der vielen qualitativen Verfahren. Häufig

werden die qualitativen Verfahren auch ausgesprochen themenbezogen gelehrt und es wird offen gelassen, welche Fragen man damit überhaupt sinnvoll beantworten kann. Aber auch in einem weiteren Sinn gilt: Wenn man genauer nachfragt, ist das Wissen der Anhänger der einen Gruppe von Verfahren über die anderen Vorgehensweisen oft erschreckend eng und hat mit einem realistischen Wissen über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Verfahren häufig nichts zu tun. Zugespitzt lässt sich also sagen, dass die quantitativen Verfahren imperialistisch sind und beanspruchen, als Einzige in den Himmel wissenschaftlicher Erkenntnis zu führen, während die Vielfalt der qualitativen Ansätze ausgesprochen vielfältige Kontextualisierungen sozialer Phänomene ermöglicht und so hauptsächlich die individuellen Interessen der Forschungspersonen betont. Auch die Verbindung zwischen qualitativen und quantitativen Verfahren, die als hybride Forschung bezeichnet wird, bleibt bisher weitgehend im Dunkeln.

Manchen Studierenden und manchen Forschern ist das alles zuwider. Sie sind auf der Suche entweder nach dem besten oder nach einem Universalverfahren. Was das beste Verfahren ist, ist aber nicht entscheidbar, weil verschiedene Verfahren nicht nur verschiedenartige Ergebnisse produzieren, sondern auch nicht vergleichbare Theoriezusammenhänge, die sich nur punktuell zueinander in Bezug setzen lassen. Und ein Universalverfahren wird es niemals geben. Im Gegenteil, das brächte für die Sozialwissenschaften sogar eine erschreckende Verarmung mit sich. Denn in einer pragmatischen Orientierung kann man davon ausgehen, dass empirische Forschung dazu da ist, konkrete Forschungsfragen (anwendungsorientierter oder grundlagenbezogener Art) in einem spezifischen Verwertungszusammenhang zu lösen. Jede Forschungsfrage konstituiert einen Forschungsgegenstand, den es zu beschreiben und theoretisch zu fassen gilt. Wenn dem so ist, so ist es aber natürlich gut, wenn man einen solchen Forschungsgegenstand auf vielfältige Weise und mit unterschiedlichen methodischen Instrumenten untersuchen würde, um möglichst viel darüber herauszufinden. Das heißt aber, dass man eigentlich verstärkt *hybride Forschung* betreiben sollte, wenn nur mehr darüber bekannt wäre, wie man mit unterschiedlichen Verfahren gewonnene Ergebnisse in einer Theorie zusammenbringt. In einer pragmatischen Perspektive wäre es wohl akzeptabel, dass man den gleichen Sachverhalt auf unterschiedliche Weise beschreibt und theoretisch fasst – ein Horror allerdings für einen methodologischen Puristen.

Über all diese Fragen gibt es kaum Forschung. Entscheidungen methodischer Art werden überwiegend auf der Basis disziplinärer Traditionen, nicht weiter reflektierter Vorannahmen, zufällig vermittelter Qualifikationen und Fertigkeiten sowie im Hinblick auf Karriereinteressen und die Erwartungen von Auftraggebern getroffen – so bleiben die innerwissenschaftlichen Streitigkeiten weiter bestehen. In der Deutschen Gesellschaft für Soziologie hat sich mittlerweile neben der Sektion für quantitative Verfahren eine für qualitative konstituiert, weil eine gemeinsame Sektion nicht funktioniert. Auch in der Kommunikationswissenschaft wäre das denkbar. In der Psychologie sind qualitative Verfahren dagegen keineswegs ›normal‹, während andererseits Volkskunde, Ethnologie oder Sozialanthropologie auf das Verfahren der Ethnographie festgelegt sind.

An diesem Punkt setzt das vorliegende Buch ein. Es ist natürlich weit entfernt davon, all diese Probleme zu lösen. Beabsichtigt war vielmehr, *eine wissenschaftstheoretisch fundierte und anwendbare Einführung in die theoriegenerierende Forschung* zu verfassen. Dazu sollten die Verfahren der Grounded Theory, der Heuristischen Sozialforschung und der entdeckenden Ethnographie und deren anwendungsrelevanter Hintergrund so vorgestellt werden, dass man damit Forschungsfragen beantworten kann.

Beim Schreiben des Buches wurde dann allerdings deutlich, dass dieses notwendige Hintergrundwissen breiter dargestellt werden muss als zuerst gedacht. Man muss zum Beispiel begründen, warum diese drei Verfahren zusammengehören und sich von den anderen qualitativen Verfahren unterscheiden. Man muss aber auch herausarbeiten, dass jedes einzelne der drei Verfahren seine besonderen Vor- und Nachteile im Vergleich zu den anderen und so seine eigene Berechtigung hat und dass es nicht darum gehen kann, sie alle zu einem Verfahren zusammenzufassen. Man muss sie zudem wenigstens rudimentär wissenschaftstheoretisch verankern, die ihnen allen dreien gemeinsamen fundamentalen Grundlagen umreißen und ihr Verhältnis zu Sprache, Logik und Dialektik klären – und so weiter.

Die Auseinandersetzung mit derartigen Fragen hat zu dem Teil 1 des vorliegenden Buches geführt. Darin werden grundlegende Überlegungen zur qualitativen Forschung erläutert und diskutiert – ein notwendiger und, wie ich hoffe, praktisch bedeutsamer und hilfreicher, aber vor allem an Grundbegriffen und basalen wissenschaftstheoretischen Fragestellungen orientierten Beitrag zur Theorie qualitativer Forschung. Im zweiten Teil geht es dann

um die Darstellung der drei wichtigsten Verfahren theoriegenerierender Art: Die beiden auf die Lösung von konkreten Forschungsfragen angelegten Verfahren der Grounded Theory und der Heuristischen Sozialforschung sowie um die breiter, aber auch unspezifischer angelegte Ethnographie. Während die ersten beiden Verfahren auf einer relativ überschaubaren Literaturlage beruhen, ist dagegen strittig, was Ethnographie eigentlich genau ist. Wir verstehen sie hier als eine umgreifende Forschungsstrategie, die auf die Entwicklung von Theorie angelegt ist, sich aber eben nicht nur auf die Lösung einzelner, vergleichsweise konkreter Forschungsfragen beschränkt. Die Ethnographie ist aber auch deshalb wichtig, weil sie ein Basisproblem qualitativer Forschung berücksichtigt: Qualitative Forschung setzt nämlich immer voraus, dass die Forscher und die Menschen, die in der Wirklichkeit leben, die untersucht werden soll, miteinander kommunizieren können. Sie beschäftigt sich aber kaum mit der Frage, ob bzw. inwieweit das im Rahmen einer spezifischen Fragestellung eigentlich der Fall ist, und auch kaum damit, wie man solche Kommunikationsfähigkeit herstellen kann. Genau darauf ist aber die Ethnographie ausgelegt.

Bei alldem wird in dem vorliegenden Text immer auch auf die wissenschaftstheoretische Begründung theoriegenerierender Forschung eingegangen, soweit das notwendig und möglich ist. Diese Begründung basiert natürlich nicht wie im Fall der quantitativen Forschung auf dem Denken der formalen Logik und der Mathematik oder der Naturwissenschaft. Sie verwendet auch nicht die Begrifflichkeiten der naturwissenschaftlich orientierten Wissenschaftstheorie, wie es der logische Positivismus oder die analytische Wissenschaftstheorie tun. Eine sinnvolle Begründung qualitativer (und quantitativer) Verfahren muss stattdessen im Pragmatismus angelegt sein, wie ihn der Semiotiker Charles Sanders Peirce, der Philosoph und Psychologe William James, der Soziologe und Sozialpsychologe George Herbert Mead und andere vertreten haben. Mit pragmatisch (oder auch pragmatistisch) ist dabei insbesondere nicht ›utilitaristisch‹ gemeint, also nützlich im Sinne von hilfreich beim Erreichen vorab festgelegter Ziele. Pragmatisch meint vielmehr – wir gehen in Kapitel 2 noch genauer darauf ein –, dass Methoden und Verfahren dazu beitragen sollen, theoretisches Wissen zu gewinnen, das handlungsfähig macht. Was natürlich keineswegs heißt, dass theoriegenerierende Forschung nicht auch grundlagenorientiert angelegt sein kann und oft auch ist – *nichts ist schließlich brauchbarer als eine gute allgemeine Theorie*. Solche Theorien lassen sich durch entsprechend angelegtes forschendes

Handeln herstellen, und zwar komparativ, als Ergebnis eines Prozesses: Man beginnt mit einem Vorwissen, das man durch Forschung verbessert, erweitert und vertieft. Es geht dementsprechend hier um eine kontextbezogen angelegte Wissenschaft, um Erkenntnis, die ihren Bezug zu Kultur und Gesellschaft im Blick hat und ihre Fragestellungen wie ihr Vorgehen und ihre Ergebnisse kritisch reflektiert.

Die zwei Teile dieses Buches bestehen aus insgesamt sieben Kapiteln.

- Kapitel 1 setzt an dem Phänomen der empirischen Forschung in den Sozialwissenschaften an. Es geht darum, warum sie notwendig ist, woraus empirisches Forschen als Prozess genau besteht, welche Typen von Empirie es gibt, wie sie sich unterscheiden, wofür sie gut sind und auf welche Arten von Theorie sie zielen – denn jede Empirie will theoretisch brauchbare Aussagen machen. Dabei stehen die theoriegenerierenden Methoden und Verfahren im Mittelpunkt – die anderen umrissenen Methoden werden eher im Hinblick darauf und zum besseren Verständnis der Besonderheiten der theoriegenerierenden Forschung diskutiert.
- Kapitel 2 legt dann die wissenschaftstheoretischen und konzeptionellen Grundlagen für die Verwendung theoriegenerierender Verfahren. Sie werden mit pragmatischen Überlegungen zur Erkenntnistheorie begründet und es wird darum gehen, die Grundprinzipien dieser Art empirischer Forschung herauszuarbeiten. So wird klar werden, warum theoriegenerierende Forschung grundsätzlich kommunikativ angelegt ist, was das genau bedeutet und welche Beziehung Forschungsverfahren und Sprache zueinander haben. Zudem werden Konzepte wie Perspektivität und Handlungspraktiken erläutert, die man verstanden haben muss, wenn man Daten durch Beobachtung und Befragung von Menschen und deren Erleben gewinnt und interpretiert. Und es wird darum gehen, die Bedeutung von Logik und Dialektik zu verstehen, die als Hilfswissenschaften für die empirische Forschung wichtig sind.
- Kapitel 3 behandelt dann die theoriegenerierende Sozialforschung als einen zusammenhängenden Forschungsprozess und zeigt seine Grundprinzipien auf. Danach ist der Erwerb von Wissen auf der Basis der Forschungsfrage immer ein Prozess des Herausfindens, was genau der Forschungsgegenstand ist und was für ihn gilt, wie er beschrieben und theoretisch gefasst werden kann. Empirische Forschung ist deshalb

nichts anderes als ein regelgeleiteter und dokumentierter Lernprozess von Forscherin und Forscher, die sich mit der Wirklichkeit auseinandersetzen und dabei für neue Erkenntnisse offen sein müssen. Dieser Prozess findet als Dialog mit der Wirklichkeit statt und führt vom Vorwissen zu immer besserem Wissen, indem dieses Vorwissen durch den Einbezug neuer empirischer Erkenntnisse verbessert, vertieft und erweitert, gelegentlich auch umgestülpt wird. Das Kapitel endet mit einigen praktischen Hinweisen über das Protokollieren und Transkribieren von Daten – insgesamt wird in diesem Kapitel aber noch nicht zwischen den später genauer dargestellten drei Verfahren differenziert.

Im zweiten Teil des Buches werden dann im Wesentlichen die drei Verfahren vorgestellt.

- Kapitel 4 dient zunächst der Einführung in den Klassiker der theoriegenerierenden Forschung, die Grounded Theory nach Barney Glaser und Anselm Strauss.
- Kapitel 5 führt in die darauf aufbauende, aber die Grounded Theory präzisierende und weiter entwickelnde Heuristische Sozialforschung nach Gerhard Kleinig ein.
- Kapitel 6 ist dazu da, die Ethnographie als theoriegenerierende Strategie vorzustellen. Sie ermöglicht es insbesondere, nicht nur Forschungsfragen zu beantworten, sondern auch die Basis für qualitative Forschung zu legen, nämlich Kommunikationsfähigkeit zwischen Forschungsteam und untersuchten Menschen herzustellen.
- In dem knappen Kapitel 7 wird abschließend auf eine Reihe von Gütekriterien für qualitative bzw. theoriegenerierende Forschung eingegangen.

Aber bevor wir nun dieses Programm umsetzen, eine *Warnung*. Wenn man lernen will, Theorien gegenstandsbezogen und datengestützt zu entwickeln, empfiehlt es sich, ein eventuell bereits vorhandenes quantitatives Methodenwissen erst einmal zu vergessen. Das heißt nicht, dass es nichts wert ist. Aber es heißt, dass der Bezug darauf in die Irre führen kann, wie ich in vielen Lehrveranstaltungen immer wieder gemerkt habe. Das gilt sowohl für quantitative als auch für anders orientierte qualitative Regeln, die eine Leserin, ein Leser vielleicht kennen.

Quantitativ vorgebildete Forscherinnen und Forscher machen beispielsweise häufig den Fehler, auch da, wo man neue Theorien entwickeln will, gleich vorab möglichst viele Menschen nach ihrer Meinung zu befragen – nach dem Motto, je mehr, desto besser. Sie achten auch gerne darauf, dass jeder

Einzelne die gleichen Fragen vorgelegt bekommt. Beides aber macht in qualitativen Forschungsprojekten viel Arbeit und führt obendrein manchmal in die Irre. Wenn Glaser und Strauss eine Theorie über das Sterben im Krankenhaus entwickeln wollen, dann befragen sie beispielsweise die Angehörigen, die Krankenschwestern oder die Ärzte darüber. Es gibt aber keinen Grund, sie alle das Gleiche zu fragen, weil sie den in Frage stehenden Sachverhalt aus ganz unterschiedlichen Perspektiven betrachten werden – selbst innerhalb der gleichen Berufsgruppe. Dementsprechend müssen Fragen immer auf den einzelnen Befragten abgestimmt sein und folglich entwickelt sich jedes Interview anders. Es macht im Rahmen theoriegenerierender Forschung auch keinen Sinn, erst einmal möglichst viele Menschen zu befragen. Denn das produziert nur viel Material, dessen Auswertung sich vielleicht nicht lohnt oder nicht durchzuführen ist. Stattdessen sollte man mit zwei, drei Interviews, höchstens einem halben Dutzend, beginnen, diese auswerten und dann vor dem Hintergrund der bereits gewonnenen Erkenntnisse überlegen, wie es weitergeht: Qualitative Forschung ist prozessual angelegt.

Qualitativ vorgebildete Forscherinnen und Forscher machen ihrerseits, wenn sie sich mit theoriegenerierender Forschung beschäftigen, oft den Fehler, dass sie glauben, sie müssten Antworten oder allgemeiner Daten deuten, wie es etwa im Rahmen psychoanalytischer oder hermeneutischer Forschung geschieht. In einem strengen Sinn bedeutet ›Deuten‹, dass man vorher schon etwas weiß, eine Theorie im Kopf hat, die hilfreich ist, um zu verstehen, was der andere wohl meint. Gerade im Falle kulturvergleichender Forschung hat sich immer wieder herausgestellt, dass das zu vielen Fehlern führt. Und wenn ich deute, beziehe ich mich auf mein Vorwissen und dessen Kontexte als richtig – und das schränkt mein Vermögen, neue Theorien zu finden, mindestens ein. Deshalb hat ›Interpretieren‹ im Falle theoriegenerierender Forschung eigentlich nichts mit ›Deuten‹ zu tun.

Jedes qualitative und natürlich auch jedes theoriegenerierende Forschungsverfahren kann ebenso wie jedes quantitative Verfahren explorativ eingesetzt werden. Aber weder quantitative noch qualitative Verfahren sind notwendigerweise explorativ. *Jede der beiden grundsätzlich unterschiedlichen Vorgehensweisen erhebt vielmehr im Prinzip den eigenständigen Anspruch, gültige Ergebnisse zu erbringen*, die keiner weiteren Überprüfung mehr unterzogen werden müssen. Man kann eine qualitative Theorie übrigens auch gar nicht auf quantitative Weise überprüfen und umgekehrt, weil hinter beiden Typen von Forschungsverfahren verschiedene Theoriebegriffe ste-

hen und die Ergebnisse deshalb inkommensurabel sind. Während quantitative Forschung auf abstrakt formulierte und mathematisch umsetzbare Hypothesen der Form Wenn-dann oder Je-desto zielt, will qualitative Forschung theoriegeladene ›dichte‹ Beschreibungen erzeugen, die ihrerseits auf komplexe theoretische Zusammenhänge verweisen. Qualitative Forschung kann quantitativer Forschung dementsprechend vorgelagert sein, insofern sie das Feld erschließt und theoretisch aufbereitet. Sie kann ihr aber auch nachgelagert sein, insofern sie quantitative Ergebnisse valide erweitert und vertieft und abstrakte mathematische bzw. funktionale Beziehungen mit Leben füllt. Und die beiden Typen von Verfahren können natürlich auch unabhängig voneinander betrieben werden.

Grundsätzlich kann man deshalb sagen, dass qualitativ arbeitende Forscher von anderen wissenschaftstheoretischen und inhaltlichen Voraussetzungen ausgehen und andere Beschreibungsverfahren und Theoriekonzepte verfolgen. Das gilt auch für die eigentlichen Erhebungsmethoden: Was eine ›Beobachtung‹ ist, ist für quantitativ arbeitende Forscher etwas anderes als für diejenigen, die qualitativ arbeiten. Anders ausgedrückt heißt das, *dass quantitativ arbeitende Forscher, die aber qualitativ forschen lernen wollen, grundlegend umdenken müssen.*

Um dieses Umdenken zu befördern, setzt das vorliegende Buch immer wieder an den von der quantitativen Forschung als selbstverständlich angesehenen und vermittelten Sichtweisen an, wie Wissenschaftler mit der Wirklichkeit umzugehen haben, und macht deutlich, warum theoriegenerierende Forschung das anders macht. Wie wir bereits oben gesagt haben, sind die meisten Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler mit quantitativer Forschung vertraut. In den Lehrveranstaltungen, die sie dazu besucht haben, sind ihnen im Allgemeinen die Denkweisen dieses Forschungstyps beigebracht, aber meist nicht transparent gemacht worden. *In der Folge stellen sich viele Denkgewohnheiten als Denknottwendigkeiten dar, obwohl sie eben nur Gewohnheiten sind.* Deswegen sollen diese Gewohnheiten hier problematisiert werden, damit man versteht, wie theoriegenerierende Forschung funktioniert. Nicht gemeint ist damit, dass das an der Verwendung von Statistik und Mathematik orientierte und auf Messoperationen gerichtete Denken grundsätzlich verkehrt ist. Aber es handelt sich nicht um Denken an sich, sondern um ein spezifisches Denken, das, auf soziale und kulturelle Tatbestände angewandt, manchmal hilfreich ist und manchmal nicht.

Auf viele dieser Fragen werden wir immer wieder zurückkommen – hier also nur noch einmal: Machen Sie sich klar, was Sie über empirische

Sozialforschung, über Methoden und Verfahren wissen. Dieses Ihr Vorwissen ist Ihr Ausgangspunkt, und das gilt es zu verbessern: so funktionierte theoriegenerierende Forschung. Dazu lassen Sie sich am besten auf den folgenden Text ein.

An den hier vorgestellten Themen habe ich lange gearbeitet. Mit einem Diplom in Mathematik und einem Diplom in Soziologie ist man sowieso immer mit quantitativen und mit qualitativen Verfahren beschäftigt. Aus dem, was ich daraus gelernt habe, kann man folgern, dass für eine gute und breite Sozialwissenschaft beide Ansätze notwendig sind. Für die Zukunft kann man wohl sagen, dass sich Kultur, Gesellschaft und die Lebensverhältnisse der Menschen immer schneller verändern werden. Gesellschaft als Wandel und Prozess wirft immer neue Fragen auf, und dafür müssen die Sozialwissenschaften nicht immer nur Hypothesen testen, sondern vor allem neue, angemessene, in große Theorierahmen eingepasste Theorien entwickeln. Deswegen hat mich mein Weg eher zu den qualitativen Verfahren geführt, denen ich heute eine ungleich wichtigere Rolle einräume, wenn man Wissenschaft für die Zivilgesellschaft betreiben will – *denn qualitative Verfahren beruhen im Kern nicht wie die quantitativen Verfahren primär auf Faktenwissen über andere Personen, sondern auf Kommunikation zwischen Forschungs- und untersuchten Personen.*

Ich hoffe, dass der hier vertretene Ansatz zu einer konstruktiven methodologischen Diskussion und Entwicklung beiträgt. An seinem Zustandekommen waren viele beteiligt. Auch wenn ich das vorliegende Buch geschrieben habe und damit für die Mängel hafte, habe ich doch vielen zu danken: Den qualitativen Forschern aus dem von Gerhard Kleinig gegründeten, am Leben gehaltenen und zu produktiven Leistungen gepushten Arbeitskreis an der Universität Hamburg, den Forscherinnen und Forschern, mit denen ich zusammenarbeiten durfte. Den Vorablesern dieses Buches, in alphabetischer Reihenfolge: Andreas Hepp, Gerhard Kleinig, Friederike Koschel und Stefan Krotz (sie alle haben vielfältige und hilfreiche Verbesserungsvorschläge gemacht – aber natürlich bin ich für alles, was hier steht, selbst verantwortlich). Ich danke schließlich auch den Studentinnen und Studenten, an denen ich meine Überlegungen in der Lehre erproben konnte und die mir vielfältig Rückmeldung gegeben haben. Und, etwas zähneknirschend, danke ich auch den quantitativ orientierten Forscherinnen und Forschern, mit denen ich das Ganze immer wieder und zum Teil kontrovers diskutieren musste.